



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Kleinpaul, Rudolf: Die Konfusiusse : eine Plauderei

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

besondres Gepräge, Ägypten, Griechenland, Indien, China ebenso. Die Kelten, die italischen Aboriginer, die Etrusker besaßen ebenfalls ihr Erbgut, das freilich wenig glänzend, wenig geeignet, Bewundrung hervorzurufen, aber echt, gediegen, praktisch und scharf ausgeprägt war. Rom zog von ihrer aller Schöpfungen ein wenig, einen Zipfel, einen Feszen an sich, und das in Zeitpunkten, wo sie schon alt geworden, beschmutzt, verbraucht, nahezu abgelegt waren. In seinen Mauern richtete es nicht etwa eine Werkstätte der Zivilisation ein, worin es je mit überlegnem Geiste Werke von eigentümlichem Gepräge ausgearbeitet hätte, sondern ein Lager von Flitterstaat, worin es ohne Wahl alles aufhäufte, was es dem ohnmächtigen Alter der Völker seiner Zeit mühelos entwendete. Imponierend wie die Schwäche seiner Umgebung es erscheinen ließ, war es dies doch nie genug, um etwas allgemeines zustande zu bringen, wäre es auch nur ein alle seine Bestandteile verschmelzender Kompromiß gewesen.“ Merkwürdig, daß diese Trödelbude noch anderthalbtausend Jahre nach ihrem Einsturz gewaltigen Einfluß ausüben und die Deutschen zwingen kann, mit wenig Aussicht auf baldigen Erfolg „los von Rom!“ zu rufen!



## Die Konfusiuste

Eine Plauderei



Es ist ein altes Wort: die Gelehrten, die Verkehrten! Mit diesem Reimchen liebt der Geschäftsmann den Studierten, der Praktikus den Theoretiker abzuthun. Wer möchte das darin steckende Körnlein Wahrheit leugnen? Wenn die Bemerkung auch heutzutage nicht mehr in dem Maße zutrifft wie noch vor hundert Jahren, indem nachgerade, dank dem Reisen und dem Dienen, das ganze Volk etwas weltflug und weltmännisch geworden ist: Originale, die eine ungeordnete Bibliothek im Kopfe herumtragen, aber sich dabei keine Lampe anzünden, keine Kravatte binden können, giebt es doch immer noch, besonders an kleinen Orten. Nur ist es nicht gerade die Verkehrtheit, was die Guten charakterisiert und oftmals an ihrem Fortkommen hindert, vielmehr eine gewisse lebenswürdige Einfalt, eine kindliche Unbeholfenheit in den gewöhnlichen Dingen des Lebens, wie sie höhern Menschen, eben ihrer Vorzüglichkeit wegen, eigentümlich ist — die Unklugheit der sogenannten reinen Thoren. Nein nein, die Gelehrten sind die Verkehrten nicht.

Warum nicht lieber: die Fremden, die Verdrehten! Denn in der Fremde wird nach landläufiger Meinung alles dumm und verkehrt gemacht, sofern es sich nämlich um verschiedene Rassen und Religionen handelt, eine Ansicht, die

natürlich auf Gegenseitigkeit beruht. In einem solchen Gegensatz stehen zum Beispiel Morgen- und Abendland. Schon im Altertum fanden die Griechen, daß sich die Ägypter ganz anders gebahnten als die übrigen Menschen, und zwar bis zu den einfachsten, natürlichsten Verrichtungen hinunter; jetzt behaupten das die Franken von den Orientalen überhaupt. Wirklich ist es wunderbar, wie sich die Sitte umkehrt, wenn man über das Mittelmeer ist; das eine Land das Widerspiel vom andern. Der Araber schreibt nicht nur von rechts nach links, er ist überhaupt vollständig links. Er zieht seine Schuhe aus, wenn er die Moschee betritt, und behält seinen Turban auf; wenn wir in die Kirche gehn, nehmen wir den Hut ab und behalten die Schuhe an. Er reitet auf einem Esel durch die Straßen von Kairo; wir fahren in einer Droschke. Er kauert, um auszuruhen; wir setzen uns auf eine Bank. Er schläft in seinen Kleidern auf dem Sofa; wir legen uns zu Bett. Von dem Zeremoniell und den gesellschaftlichen Pflichten gar nicht zu reden. Im Abendlande macht der Gast den Antrittsbesuch; im Orient der Wirt. Der orientalische Kaufmann empfängt den Kunden, der seinen Laden betritt, wie einen Besuch, er bietet ihm Kaffee und eine Pfeife an, das Geschäft ist Nebensache, man braucht gar nichts zu kaufen. Mirza und Sussuf treiben sich in Paris umher; sie sprechen vom Präsidenten. Ein schöner Mann, der fränkische Emir! bemerkt der eine. Reich kann er aber nicht sein, entgegnet der andre, wir haben ihn doch immer mit einer und derselben Frau gesehen!

Ja, warum nicht lieber: die Konfutsen, die Konfusen! In China scheint doch die Konfusion und die verkehrte Welt nun vollends anzugehn, es fehlt nicht viel, wir halten dieses alte Kulturvolk geradezu für dumm, ja in Spanien heißt es, wenn man jemand zu verstehn geben will, daß man sich nicht betrügen lasse, und daß man helle sei: Sind wir etwa Chinesen? Somos Chinos? als ob eben die Chinesen Dummköpfe und Gelbschnäbel wären. Das macht, daß im weiten Morgenlande niemand so eigen, so ganz und gar umgekehrt und links ist wie der weizengelbe Mann. Er sitzt zwar, abweichend von den übrigen Asiaten, beim Essen auf einem Stuhle; aber sein Stuhl ist wie ein Mokierstuhl, auf dem er Europa seine tausend Wunderlichkeiten vormacht. Er gilt für einen Oberkonfusionsrat, für einen Erzkonfusionsarius, der Befenner des Konfufianismus.

Die Chinesen spielen in vieler Beziehung eine Rolle wie die Ägypter im Altertum: ihre Kultur ist ebenso alt, und sie ist ebenso rein und unvermischt geblieben. Bis in die sechziger Jahre konnte man auch die Japaner zu ihnen rechnen, die zwar keine nahen Verwandten, aber in Schrift, Litteratur, Kunst, Tracht, Staatseinrichtungen und Religion jahrhundertlang bei den Chinesen in die Schule gegangen sind. Auch in Japan wundert sich ja der Reisende über vieles — daß der Japaner kein Taschentuch führt, sondern ein Papier, das er nach dem Gebrauche fortwirft — daß er beim Entkorken einer Flasche nicht den Pfropfenzieher in den Kork, sondern den Kork in den Pfropfenzieher hineindreht — daß der Tischler auf sich zuhobelt, statt von sich fort — daß

die Frauen den Männern aufheben, wenn sie etwas fallen lassen, den Männern die Hand küssen usw. Indessen die Japaner sind doch gegenwärtig viel zu gebildet, viel zu europäisch, als daß man dergleichen kleine Absonderlichkeiten, die ihnen noch anhängen, groß bemerkte. Die Chinesen stehn uns heute noch so fremd gegenüber wie vor Jahrtausenden. Sie haben, seitdem man überhaupt etwas von ihnen weiß, nicht einen Schritt vorwärts gethan, nichts angenommen und nichts abgelegt. Sie waren von jeher Sonderlinge und sind die Sonderlinge der Welt geblieben.

Es ist freilich nicht alles Gold, was glänzt, und nicht alles chinesisches, was dem oberflächlichen Beobachter gerade so erscheint. Gar vieles wird als Marotte und Sonderbarkeit verschrieen, bloß weil es dem Reisenden in China zu Gesicht kommt, nachdem er daheim nicht darauf geachtet hat. Wie mancher wird die Notiz, daß in China mit Steinen gewaschen werde, und daß darum die Schlafanzüge des Grafen Waldersee aus Flanell, nicht aus Seide gearbeitet worden seien, weil Seide bei dem Verfahren nicht lange halten würde, mit Kopfschütteln gelesen haben! Mit Steinen waschen! Nun, in vielen Gegenden Frankreichs und Italiens wird mit Steinen gewaschen. Die Frauen stehn am Ufer eines Flusses und reiben die Wäsche auf Steinplatten, spülen sie und schlagen sie mit dem Waschbleuel. Oder aber man liest: in China werde die Verunreinigung der Plätze nicht wie bei uns verboten, sondern es würde im Gegenteil durch aufgestellte Gefäße dazu eingeladen. Nun ist es allerdings richtig, daß der Chinese, der wenig Viehzucht treibt, nicht bloß die tierischen, sondern auch die menschlichen Exkremente braucht, um den Boden damit zu düngen. In Peking wie auf den Landstraßen trifft man eigne Düngersammler, die so dahinter her sind wie unsre Naturforscher und Lumpensammler, den Landleuten zuführen, was sie können, und deren Gewerbe nicht verachtet ist. Aber die unbegrenzte Hochachtung dieser Stoffe charakterisiert doch den europäischen Landwirt ebensogut wie den Chinesen, sie findet sich in allen ackerbautreibenden Ländern. Ich habe einen alten preussischen General gekannt, der allmorgendlich mit einer kleinen Schippe auf seinem Gut herumging und jeden Pferdeapfel aufhob. Und was die obige Einladung betrifft, so ergeht sie in Südfrankreich häufig an die Touristen, oft in spaßhafter Form ( *Ici on est bien. Einige Schritte weiter: Ici on est mieux.*)

Wer hätte noch nichts von dem chinesischen Kindermord gehört? Die neugeborenen chinesischen Mädchen werden ertränkt oder ausgesetzt, in den Kleinkinderturm geworfen wie in den Rachen eines Moloch, in den untern und mittlern Ständen soll das geradezu Regel sein. In Wirklichkeit wird die Maßregel nur ergriffen, wenn die Eltern zu arm sind, als daß sie eine größere Anzahl Kinder ernähren könnten; ebensogut könnte man sagen, daß in Europa die Tötung der unehelichen Kinder durch die Mutter Regel sei. Die Armut, die Armut drückt in Europa, sie drückt in Ostasien. Und was die Ratten, die Hunde und Katzen, die Schlangen anbelangt, zu denen im Proletariat gegriffen wird, weiß man denn, was bei uns die Armen im Ostend alles

essen! Die reichen Chinesen, die alte Eier, Insektenlarven, Haifischflossen und einen gewissen Wurm, der im Zuckerrohr lebt, genießen, sie könnten uns Grauen einflößen, wenn sich nicht über den Geschmack streiten ließe, und wenn es nicht auch auf unsern Tafeln Schnepfendreck und einen Käse gäbe, der mit verschimmeltem Brot gemischt ist, den bekannten Roquefort.

Ein andermal besteht die angebliche Verkehrtheit nur in einer Abänderung der Form; unzählige chinesische Sitten und Marotten, von den Franzosen kurzweg als *Chinoiseries* bezeichnet, sind auch von unserm Standpunkte nichts weniger als konträr, sie laufen vielmehr unsern Gewohnheiten parallel. Ländlich, sittlich. Es ist zum Beispiel männiglich bekannt, daß die Chinesen keine Gabeln haben. Sie helfen sich mit zwei Stäbchen von Holz oder Elfenbein; mit diesen Eßstäbchen fischen sie das Fleisch aus der Suppe, das Vogelnest aus dem Ragout geschickt heraus. Läuft das nicht auf eins hinaus? Ob man den Fisch sticht oder fängt, ist am Ende einerlei, wenn man ihn nur bekommt. In China und auch in Japan läßt man sich nicht Feder und Tinte, sondern Pinsel und Tuschel geben; der Chineser schreibt nicht, er malt, wie denn auch die chinesische Schrift keine Buchstabenschrift, sondern eine Bilderschrift ist. Kaiserliche Anordnungen und Bemerkungen werden mit roter Tuschel gemalt, wie einst in Europa die Kaiser und die Könige mit rotem Wachs siegelten; darum ist der Purpurpinsel in China Symbol des kaiserlichen Willens. Auch das thut gar nichts zur Sache; ganz abgesehen davon, daß auch die Buchstabenschrift auf eine uralte Malerei zurückgeht: der Pinsel ist doch nur ein andres Mittel zur Erreichung desselben Zwecks, und zwar ein ähnliches Mittel, ein Gerät, das der Feder nur zufällig vorgezogen wird, und das wir am Ende ebenfogut brauchen könnten, ja bei der Miniaturmalerei auch wirklich angewandt haben. Eben die chinesische Schrift aber bietet eine gute Gelegenheit, sich auf eine wirkliche Umkehrung der Landesart und Sitte zu besinnen. Die Chinesen schreiben nicht von links nach rechts, sondern, wie man auf jeder Theekiste sieht, von oben nach unten, das heißt, nicht in Zeilen, sondern in Säulen, und diese Säulen reihen sich von rechts nach links aneinander. Es hängt damit zusammen, daß in den chinesischen Büchern und Zeitungen mit der letzten Seite begonnen wird: die Leitartikel stehn hinten, die Reklamen und die Inserate vorn. Übrigens ist das schon die Anordnung der antiken Bücher, der sogenannten *Volumina* gewesen, die man aufrollte, um zu lesen, und bei denen demgemäß das Titelblatt am Ende sein mußte. Eine Umkehrung liegt vor; ob sie aber auch als eine Verkehrtheit aufzufassen ist, darüber läßt sich streiten. Es hat ebensoviele für sich von rechts nach links, wie von links nach rechts zu schreiben; die Gewohnheit thut alles. Eine ostasiatische Eigentümlichkeit scheint mir sogar zur Nachachtung empfehlenswert zu sein. Man pflegt dort zu Lande bei der Angabe des Datums und der Adresse eines Briefs mit dem Allgemeinen zu beginnen und mit dem Besondern aufzuhören, also (ins Deutsche übersetzt) zu schreiben: 1900 August 24 und etwa so zu adressieren: Deutschland, Sachsen, Leipzig, Gohlis, Äußere Hallische

Straße, 5, Kleinpaul, Rudolf. Das halte ich, wie gesagt, nicht nur nicht für verkehrt, sondern im Gegenteil für zweckmäßig, weil es der Post, die zunächst nur wissen will, wo der Brief überhaupt hin soll, die Übersicht erleichtert. Das Wichtige ist dabei nicht, daß das Bestimmungsland an der Spitze, der Name des Empfängers unten steht — die Reihenfolge könnte ebenso gut die umgekehrte sein. Darauf kommt es an, daß überhaupt Ordnung und Logik in der Sache ist. Wir haben in dieser Beziehung keine Logik; auf unsern Adressen, sogar auf den amtlich vorgezeichneten, steht der Name des Empfängers an der Spitze, dann folgt die Stadt, in der er wohnt, und unter der Stadt kommt wieder die Straße und die Hausnummer zu stehen, eine ganz verkehrte und unpraktische Einrichtung, die das Sortieren und die Beförderung der Briefe wesentlich erschwert.

Dagegen finde ich es nicht hübsch, daß man in China keine Engrospreise kennt. Wenn man bei uns von einer Ware viel, zum Beispiel tausend Stück Cigarren auf einmal kauft, bekommt man sie etwas billiger. In China ist es gerade umgekehrt; man muß dann mehr bezahlen. Ganz unlogisch ist auch das nicht.

Die sogenannte verkehrte Welt hat etwas Relatives: nach unsrer Meinung wird ein Ding beim verkehrten Ende angefangen, aber wir müssen uns nicht einbilden, daß wir alles besser machen. Wie der Chinese anders liest und schreibt, so besteigt er auch sein Pferd nicht von der linken, sondern von der rechten Seite, was man bei uns vom Schinder sagt; dem entsprechend hält er die Zügel nicht mit der linken, sondern mit der rechten Hand. Dasselbe thun die Japaner. Gerade solche kleinen Handgriffe sind kennzeichnend: durch die Jahrtausende fortgeerbt, beweisen sie, daß sich die Rasse mit ihren Merkmalen rein erhalten und niemals eine Vermischung stattgefunden hat. Aber für eine Verkehrtheit sprechen sie so wenig wie etwa die abweichenden Triebe einer verschiedenen Tierart. Wenn der Chinese nicht mit seinem Hunde, sondern mit einem Vogelbauer in der Hand spazieren geht, wenn er keinen Stock, sondern einen Fächer braucht, und der Kaiser um sieben Uhr morgens ins Theater geht; wenn er keinen Bart, sondern einen Zopf trägt, wenn er in Weiß trauert, darum auch keine weiße Wäsche und kein weißes Tischtuch liebt, und was man alles für Seltsamkeiten von ihm erzählt, so dürfen wir ihm doch keinen Vorwurf daraus machen: ein jedes Tierchen hat sein Plästerchen.

Es giebt in China ein Prinzip, das bis zu den äußersten Konsequenzen durchgeführt wird, das Prinzip der Verantwortlichkeit. Der Kaiser von China klagt sich an, die Leiden, die über sein Volk hereingebrochen seien, verschuldet zu haben, weil er verantwortlich für sein Volk ist. Der Hausarzt wird nicht bezahlt, wenn man krank ist, sondern nur wenn man gesund ist; der Adel ist nicht erblich, sondern rückwirkend, indem er sich auf die Vorfahren erstreckt, sodaß wenn einer geadelt wird, zugleich alle seine in Gott ruhenden Ahnen und Urahnen geadelt werden; und umgekehrt wenn einer etwas verbricht, so

werden die Gemeindevorsteher, in deren Bezirk das Verbrechen begangen worden ist, wegen mangelhafter Überwachung zur Verantwortung gezogen, namentlich aber die Eltern des Verbrechers gerichtlich belangt. In Peking hat ein junger Mensch seinen Großvater ermordet, was bei dem ausgeprägten Familiensinn im Himmlischen Reiche der allerschlimmste Mord ist, so schlimm wie Vatermord, strafbarer als Hochverrat. Der Mörder wird in einem solchen Falle langsam in zehntausend Stücke zerhauen, wie der chinesische Ausdruck lautet. Lebt nun der Vater des Großvatermörders noch, so geht der Unglückliche auch nicht straflos aus. Denn die chinesische Auffassung ist: dieser Vater muß seinen Sohn nicht ordentlich erzogen, nicht genügend in seinen Pflichten unterrichtet haben, sonst wäre ein solcher Frevel nicht vorgekommen. Der Vater ist verantwortlich für seinen Sohn und verdient eine Strafe für seine Nachlässigkeit. Er wird also nicht nur gezwungen, der Hinrichtung seines Sohnes beizuwohnen, sondern er bekommt auch nachher noch vierzig Hiebe mit dem Bambus. Dieselbe Strafe trifft den Mann, dessen Frau ihren Schwiegervater oder ihre Schwiegermutter ermordet hat. Auch hier gehen die Behörden von der Ansicht aus, daß es Pflicht des Mannes gewesen sei, sich seine Frau zu einer liebenden Tochter zu erziehen, und daß er diese Pflicht gröblich vernachlässigt habe. Es scheint also, daß man in China bei jedem Verbrechen die Hauptschuld auf eine verkehrte Erziehung schiebt. Werden die Chinesen erst einmal einsehen, daß sie überhaupt etwas verkehrt erzogen sind, indem sie mitten unter dem Zeichen des Verkehrs mit niemand verkehren wollen, und wird sich ihr Kaiser deshalb Vorwürfe machen, so wird sich die gegenwärtige schwere Krisis des Reichs in eine bessere Zeit verkehren, und man wird fürderhin nicht mehr spotten: die Konfutsen, die Konfusen!

Rudolf Kleinpaul



## Biographische Litteratur

1. The Life of Prince Bismarck by William Jacks. Glasgow, James Maclehose and Sons 1899. XVI und 512 Seiten.

Der Verfasser, ein Schotte von Geburt, ist kein Gelehrter von Beruf, sondern ein Geschäftsmann, der sich, ähnlich wie seiner Zeit George Grote, nach ertragreicher Arbeit wissenschaftlichen Studien zugewandt und sich als trefflicher Kenner der deutschen Litteratur und Sprache schon durch eine anerkannte Übersetzung von Lessings Nathan dem Weisen ins Englische bewährt hat. Das vorliegende stattliche Buch zeigt ihn auch als guten Kenner der neuesten deutschen Geschichte. Es ist durchaus Biographie; den zeitgeschichtlichen Hintergrund zeichnet er nur, soweit es zum Verständnis seines Helden unbedingt notwendig ist; nur ein Kapitel, das zweite, giebt eine zusammenhängende Schilderung deutscher Zustände (Germany before 1847). Jacks erzählt frisch, flott und anschaulich, sodaß auch der deutsche